

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 19 (1935)
Heft: 9-10

Artikel: Muetersproch
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419751>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Herzlichen Glückwunsch zum sechzigsten Geburtstage
unserm verehrten Mitgliede
Josef Reinhart
(geb. den 1. Herbstmonat 1875).

Reinhart, den wir mit Stolz zu den Unsern zählen, vertritt schon dadurch unsere Schweizerdichtung trefflich, daß er in der Mundart und in der Schriftsprache schreibt. Und auch dadurch, daß er inner- und außerhalb seiner Dichtung ein verständnisvoller Volkserzieher ist. Das will unser Sprachverein ja auch sein; darum gehört er zu uns.

Muetersproch.

An der Solothurner Tagung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschutz (1934) sprach Josef Reinhart in gemütlicher Plauderei über Solothurner Lüt und Solothurner Dütch. Zuerst führte er seine Zuhörer auf den Solothurner Markt und belauschte mit ihnen sein Bölklein; denn da „chönne mr einisch löse, was no Sole-durner Schnabel het“. Und

amene Märet gitts mängisch chly es Gstungig ufem Trottoir, wenn zwoo Bäfne inander bigägne:

„Eh, 's Gattung! di hani jez ömel au scho ne Ebigkeit nümme gseh. Was läbet er au gäng? Und 's Theresli isch au i dr Stadt! Eh, wie das au gwachsen isch, das Noggeli.“

„Gib i dr Gotte 's schöne Hängeli; was i ha welle sage, worum chöömet er au nie amene Sunndig?“

„Joo, mir hei gar lang z'tüe gha mit dr Großmueter, 's het se no gar grüsli lang ummegschleipft.“

„Joo, gässtet au! het sie no grüsli müesse lyde dänk, äb sie ab dr Wält chönne het? He nu, dir heit se jo fäsch uf de Hänge treit und i dr Sydewatte ygwigglet gha; feis Büftli heit er lo anse chö!“

„He joo, sie het nüt z'chläge gha, aber 's ischere guet gange. Was het überein uf der Wält obei! Het men eis Umues vom Buggel chännen a Bode stelle, muesch me nes angers ungere Arm näh!“

„He, dir heit ech ömmel nüt z'chläge, wenn me settigi Ching het, wie do 's Theresli, gäll du. Säh, muesch e Bäze ha für nes Chröml.“

„Eh nei, was dänket er au Bäsi; wie seisch schön i dr Bäsi! Jo, deheime hets de scho nes Mul, 's isch gar nes grüssli Schüchbünteli, gäll du!“

„Eh, 's isch besser, weder so nes Schnättergänterli, wies hüttigs tags afange gitt!“

I losen und lose! Daßch no ne Sproch, wo Händ het und Füeß! Alls gseht me lybhaftig wie läbige Bilder vor den Auge: Säuber gwobe, sälber bachet!

Ehe göh zweu us dr Stadt an is verby, die hei ne gwixtere Schnabell as das Theresli vom Land.

„Du, daßch grisse gfi, i dr Turni, mir hei chönne Fortrott tanze, 's Lilh het dr Phonograph gholt im Auto, fabelhaft isch's gfi, eifach rassig! Tschau! Hesch d'Lilly Harwen gseh i dr letzten Illustrierte, gäll splendit?“ tönts mr no i den Ohre.

Eh los men au! So gschyd, wie sie hüttigstags rede, eis Wort vo Paris, eis wo Berlin, gar no es anders us Hollywood! Alls isch „grisse“, alls isch „fabelhaft“, alls isch „rassig“! Tschau! Aber nüt Säubergwobnigs, Säuberbachnigs i dr Red!

Alls usem Großwarehuis, au i dr Sproch. Aber nit lang, so gitts scho wieder ne Chehrum z'mache:

„Was brieggisch, Chlyne, ho?“

„I — ha — 's Gäld — verlore für d'Medizin!“

„Eh, du arme Schelm! So so, chumm, mr wei's goh sueche! Seh, zeig, chasy hesch's no! Briegg du numme nit, Biebli, mir findes scho, gäll!“

„Ich's nit fäsch wie nes Lied, was do die Frau zu däm Biebli redt?“

„Chumm du, mir wei's goh sueche! Hesch's nit chasy imene Sack inne? He wohl dänk! Jo, joo!“

„Wohl, das isch nes Lied; es het e Melodie. Sie het's niene glehrt, die Frau, die chumt usem Härz unden use, die Melodie. Sie tönt mr i den Ohre, und übere Märetgräbel use wäält sie. Nei, en Augeblick het öppis drüber use tönt, us eren offne Wirtshuustüre tschätteret e Phonograph e Schlager, und Eini mit usgräferten Augsbraue und imbeerirote Läfzge goht verby, drückt 's Huetli schreg übers Ohr und nimmt dä Schlager mit usem Blächröhr, und mitts dur d'Märetslüt und a dr Frau mitem Biebli verby, so sumserlet sie: „Auch du wirst mich einmal betrügen — Auch du, — auch du, — auch du!“

„Verby, — und wieder ghöris i den Ohre, wie die Frau zum Biebli redt: „Briegg du numme nit, Biebli, mir findes de scho, joo, joo!“ Wo het sie se glehrt, die Melodie, äb sie im Biebli 's Augewässer tröchnet, äb sie heiter zueneren usfuegt? 's isch d'Muetermelodie, die vo deheime, wo kei Blächrätte cha nochemache, feis Klawier, feis Orchester mit hundert Instrumente, 's isch 's Mueterhärrz, wo sen einzig usfuebringt. Und Eine het se glehrt, sälbi erfti Mueter, i nere lange Nacht, i dr Angst, i dr Freud, im Glück; „So träg je wyter, Mueter, die Melodie!“ Sie tröstet, sie gitt Chraft, gitt Freud und Glaube dra, äb öppis über üs isch, wo nis führt am guldige Fäde, und so lang äb sie no singt, die Melodie, im Huus, deheime, i dr Stadt, im Märetgräbel vo dr Wält, so tönt sie über alli Platten und blädig Tänz und Schlager use. Und so lang nes Chind droo erwachet us dr Angst, und heiter Augen überhunnt, so lang goht d'Wält nit under: 's isch d'Mueter-sproch, 's isch d'Muetermelodie.“

Dann führte Reinhart seine Zuhörer durch das „verzagigte Ländli“ und lehrte überall auf die Sprache der Leute achten, durch den Leberberg, wo sie noch urchiges Solothurnerdeutsch reden; denn

dr wältsch Wy und 's wältscbe Wäse isch nit wyter abe gange as bis über Gränche, Selzech use, und vo dr Stadt us, wo dr Basidor [der französische Ambassadeur!] so mängs Jahr d'Pariser Moden agäh het, isch nummen öppi ne wältscbe Broche ufs Läberbägerland use gsfloge, wenn die Heerelüt im Summer uf ihrne Güterne underm Nussbaum z'Bieri gnöch hei, und d'Madam zu de Burebue gseit het:

„Fi donc, quel horreur! machet doch nit so nes Quästins!“ Nei, 's Wältscbe macht im Soledurner keini Mäläste meh, aber göht, wenn me so yppozet isch wie nes Taunerwöbli zwüschemi halbdozje ferme Trachtfraue!

Bom Bolstertal heißt es mit feinem Spott:

„Sie ghöre sälte ne falsche Ton pfyse us der frönde Wält dört hinde. Jä hält! süberli. I ha ghöre sage vo Wältcherohr hinde für: Ueses Dorf heißt „Rosière“ z'Paris, und mir hei i quete Znte ne Chyno gha, womer „le ventre de Paris“ hei chönne gseh drinn. Hübschli, hübschli! Drby heiter nit vergässe, äb eui Großmueter isch goh Räuchholderbeeri sueche und im Summer mit Arbeirine der Wältcherohrerjodel gsfunge het am Morgen am vieri übere Balmbärg, dr Stadt zue, und wär weiß, äb nit eui Chind morn 's Arbeichrättli wieder ahänke, und niemer meh einisch es Tölli droo vernimmt, äb

einisch i guete Zyte eue Götti z'Paris i dr rote Mühl [im Moulin Rouge!] sys Französisch probiert het. So ändere d'Zyte; bald sy höchi Hüet Mode, bald niederi, bald pfyft me Berliner Schlager, bald singt me wieder dr Wälfischerohrerjödel.

Schließlich treibt ihn das Heimweh wieder

gäge heizue, is eigene Gärtli, wo men über d'Stadt us gseht, i Buechberg, is Wasseramt, wo 's Läbe zieht om Sundig und Wärtig und d'Vüt, die armen und ryche, ob z'Fueß oder im Auto, i dr Bahn oder usfem Töff und Balo, eis und immer numme eis sueche: 's Glück! Und — mängisch vergässe, afz es nummen i dr Heimet lyt, im Heimet bim alte Wald, im Bärg, i de Fälder und Lecher, i de Gärte, i dr Stube usfem Bänkli, i dr Chilche, bimene Buech, bi fründlige Lüte — und afz all die schöne, stillglänzige Sache nes guldigs Band ha überzieh und zämeha: My Mutter sprach.

Herr Brofi, oder „Man kann warten“.

Am Fenster einer Schusterwerkstatt ist etwa zu lesen: „Man kann warten“. Das ist unter Umständen sehr angenehm: man zieht den Schuh aus, und während der gute Mann die gerissene Naht in Ordnung bringt, unterhält man sich am bereit liegenden Leinwandstoff. Einen weniger menschenfreundlichen Sinn hat die Formel bei Herrn Brofi in Basel: Am 14. August abends stand in der N. Z. Z., unser Sprachverein sei mitschuldig an der Entstehung des Adulanismus; am 15. morgens sprachen wir auf der Schriftleitung vor mit der Frage nach Beweisen und erfuhrten, daß der Satz auf Treu und Glauben aus Brofis Buch über „Irredentismus in der Schweiz“ übernommen worden sei; der zuständige Schriftleiter fragte aber sofort Brofi brieflich nach seinen Beweisen und ging dann in die Ferien ins Ausland. Nach der Rückkehr fand er als „Belege“ vor: die Schrift Emil Steiners von 1915, die wir längst als eine Schmähchrift zurückgewiesen haben und in der übrigens das Wort Tessin ein einziges Mal und in ganz unverfänglichem Zusammenhang vorkommt, ferner unsere Jahreshäfte 1912 (im Spätjahr erschienen), 1913 und 1915, in denen einige rot angestrichene Stellen beweisen sollten, daß wir an der Gründung der im Mai 1912 erschienenen „Adula“ mitschuldig seien. Weitere „Beweise“ waren in Aussicht gestellt. Da uns vor allem daran gelegen war, den Irrtum in der N. Z. Z. aufgeklärt zu sehen, wollten wir ihre Unterhaltung mit Brofi nicht stören und sandten ihm daher unsere letzten „Mitteilungen“ vorläufig nicht; er muß aber davon gehört haben, und auf sein Gesuch schickten wir ihm das Blatt. Nun versprach er der N. Z. Z., uns eine Erwiderung zu senden, die ihr dann gerade als Beweis dienen sollte; vorläufig ging aber er selber in die Ferien, und als wir ihn etwas dringlich mahnten, schrieb er ein Brieflein: er lasse sich die Frist nicht vorschreiben; seine Antwort werde für uns noch früh genug kommen! Da er aber der N. Z. Z. immer noch Auskunft schuldig war, versprach er ihr die Erledigung auf Ende September, allerspätestens bis 16. Oktober. Bis heute, den 21. Weinmonat, ist noch nichts gekommen. „Man kann warten“.

Um aber inzwischen den Lesern doch etwas zu bieten aus den Geisteskräften dieses Herrn, wollen wir in seinem Buche einige andere Stellen betrachten, die unsern Verein nicht unmittelbar berühren, ihm aber nahe liegen.

Da spricht er von der Teilnahme, die man im Reiche draußen den Rätoromanen in Bünden zu widmen begon-

nen habe in der Hoffnung, das alte Rätien würde eines Tages „wie eine reife Frucht in den Schoß der Mutter Germania fallen“ und dieses „großdeutsche Interesse“ habe sich nach dem Kriege erneuert in einem Aufsatz der Berliner Wochenschrift „Ring“, wo Erich Brock „am Romanentum scharfe Kritik übt und ihm den unabänderlichen Untergang weissagt“. Immerhin wünsche Brock „der vollberechtigten rätoromanischen Nationalität Stärkung und Förderung, um als Wall gegen das Italienerum dienen zu können“. Aber mit Unrecht vermisste er den „leidenschaftlichen Drang zur Selbsterhaltung“. — Aber wenn Brock die rätoromanische Nationalität doch als vollberechtigt anerkennt (wenn auch scheinbar nur als „Wall gegen das Italienerum“), so kann er sie doch nicht zugleich „in der Schoß der Mutter Germania“ treiben wollen, und in der Tat besteht Brocks „scharfe Kritik am Romanentum“ einzig in dem Vorwurf, daß die Romanen es nicht kräftig genug verteidigen. Er unterschätzt wohl ihren Verteidigungswillen, aber über den Erfolg kann man in guten Treuen verschiedener Ansicht sein; denn man kann das Romanische wie das Schweizerdeutsche lieben und dennoch seinen Untergang befürchten. Brofis Widerspruch bewirkt eine völlige Entstellung von Brocks Absicht.

Eine ähnliche Entstellung leistet er sich gegenüber Eduard Blochers Buch „Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart“. Dass sich dessen Verfasser freut über „die vollständige Durchdringung einer romanisch sprechenden Bevölkerung mit deutscher Bildung und Kultur“, ist richtig, aber jeder Welsche oder Tessiner tätte das Umgekehrte auch, und zum gegenwärtigen Zustand: „deutscher Kulturbereich bei nichtdeutscher VolksSprache“ sagt Blocher: „Kein deutscher Schweizer denkt daran, dieses Verhältnis zu stören“, im Gegenteil: „wir mögen dieses Stück Heimatleben wohl leiden, hören zudem diese Sprache gern — Um das Aussterben ihrer Sprache zu vermeiden, haben die Romanen einen Verein gegründet“. — Bei Brofi heißt das: Blocher „spöttelt über die Romanen, die einen Verein gründen, um das Aussterben ihrer Sprache zu verhüten“. Wo ist da der Spott? — Die Tatsache dann, daß bei uns der Staat, der „drei Amtssprachen anerkennt und sich aufs strengste hältet, die eine auf Kosten der andern zu fördern, Geld ausgibt für die Erhaltung einer vierten, die er nicht als Amtssprache anerkennt“ und daß „eine Mehrheit sich bemüht, die Sprache einer Minderheit gegen das Eindringen der eigenen zu schützen“ — das darf man doch wohl „ein eigenartiges Schauspiel inmitten des von Nationalitätenkämpfen zerrissenen Europas“ nennen; aber Brofi behauptet kühn, Blocher spottet mit diesen Worten „über die Generosität der Mehrheit“ — also wieder eine bewußte Entstellung. Auf solche Weise schufst er seine „Beweise“ zusammen. Aber „man kann warten“. Wir warten.

Das muß ich aber kaufen!

Unser Sprachverein bringt soeben etwas ganz Eigenartiges auf den Büchermarkt, nämlich ein Buch, das über unsere Familiennamen Aufschluß gibt. Damit geht ein alter Wunsch des Vorstandes und sicherlich auch sonst vieler Leute in Erfüllung. Denn an einer einigermaßen umfangreichen Zusammenstellung und Erklärung der deutschschweizerischen Familiennamen hat es bis jetzt gefehlt. Der Sprachverein war nun in der glücklichen Lage, einen der besten Kenner dieses Gegenstandes, Prof. Paul Dettli in St. Gallen, für diese Aufgabe zu gewin-